

Lukas 15,1–7: Das Gleichnis vom verlorenen Schaf

Predigt am 7. Mai 2006 in der
Bekennenden Evangelisch-Reformierten Gemeinde in Gießen

Lesung

„¹Es pflegten sich ihm aber alle Zöllner und Sünder zu nahen, um ihn zu hören.
²Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und sprachen: Dieser nimmt Sünder an und ißt mit ihnen!

³Er sagte aber zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: ⁴Welcher Mensch unter euch, der hundert Schafe hat und eines von ihnen verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wildnis und geht dem verlorenen nach, bis er es findet?
⁵Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es auf seine Schulter mit Freuden; ⁶und wenn er nach Hause kommt, ruft er die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war! ⁷Ich sage euch, so wird auch Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die keine Buße brauchen!“ (Lukas 15,1–7)

Einleitung

In unserer Predigtreihe sind wir nun bei einer Gruppe von Gleichnissen angelangt, die unter den ohnehin schon sehr bekannten Gleichnissen wahrscheinlich zu den bekanntesten gehören: das Gleichnis vom verlorenen Schaf, das vom verlorenen Geldstück und schließlich das vom verlorenen Sohn. Ich habe manchmal den Eindruck, daß mit dem Bekanntheitsgrad eines Bibelabschnitts auch die Vielfalt der Deutungen und Auslegungen wächst – zumindest ist mir dieser Gedanke schon des öfteren bei der Vorbereitung auf eine Predigt in den Sinn gekommen. Eine solche Entdeckung hat aber im allgemeinen eine sehr positive Auswirkung: Sie zwingt dazu, auf den Text der Heiligen Schrift zurückzukommen und all die gelehrigen Werke, die man zu Rate zieht, besonders sorgfältig an den Worten der Heiligen Schrift zu messen. Und auf den Text der Heiligen Schrift zurückzukommen bedeutet, nicht nur den Wortlaut eines Abschnitts zu beachten, sondern auch den unmittelbaren Zusammenhang, in dem er steht. Das wird uns auch heute, wie wir noch sehen werden, sehr von Nutzen sein.

Das grundlegende Thema des heutigen Gleichnisses und auch der beiden folgenden ist auf der einen Seite die hoffnungslose Verlorenheit des Sünders, und auf der anderen seine Errettung durch den Herrn allein, und zwar auf dem Weg der Buße und Bekehrung. In jedem Gleichnis ist der Schwerpunkt ein wenig anders gelagert. Im heutigen sogenannten Gleichnis vom verlorenen Schaf richtet sich der Blick hauptsächlich auf den Hirten, der das Verlorene sucht und findet und zurückbringt.

Das eigentliche Gleichnis beginnt erst im Vers 3 unseres Textes. Ich habe aber nicht ohne Grund auch die einleitenden Verse gelesen, denn sie geben uns Auskunft über den Anlaß, über den Hintergrund, vor dem der Herr dieses Gleichnis entfaltet. Worin bestand dieser Anlaß?

Die Reden und Handlungen Jesu Christi zogen naturgemäß eine ungeheure Aufmerksamkeit auf sich. Ein guter Teil dieses Interesses – davon dürfen wir wohl ausgehen – bestand in bloßer Neugier oder Sensationslust. Manche Leute wollten durch Wundertaten unterhalten werden. Andere hofften, in seinen Worten eine Rechtfertigung ihrer eigenen Ansichten und Taten zu finden. Wieder andere suchten Indizien und Beweise, um diesen unver schämten Laienprediger aus Nazareth verdammen und verurteilen zu können. Aber viele folgten ihm aus einem anderen Grund. Und die meisten von denen waren ausgerechnet die Verachteten und Geschmähten des Volkes, nämlich die „Sünder und Zöllner“, wie sie in Vers 1 zusammenfassend genannt werden. Und diese Tatsache war vor allem den Pharisäern und Schriftgelehrten ein Stein des Anstoßes: „Dieser nimmt Sünder an und ißt mit ihnen!“ (Vers 2). Ob hinter vorgehaltener Hand oder mit offener Empörung: Die Pharisäer konnten nicht begreifen, wieso der angebliche Messias, der verheißene Herr und König über Israel, nicht ihnen, den treuen religiösen Musterschülern, nachlief und sie lobte und ihnen schöne Dinge versprach und sie auf ihren Platz auf der Regierungsbank in seinem kommenden Reich ein stimmte. Sie, die Gerechten, tadelte er, wo er nur konnte – aber von der Gemeinschaft dieser elenden Sünder konnte er scheinbar gar nicht genug bekommen. Fürwahr ein Skandal, der nur eines bedeuten konnte: Dieser Jesus war gar nicht der Christus, für den er sich ausgab!

Wir hatten ja bereits bei vorigen Gelegenheiten diese Einstellung der Pharisäer und die Erwiderung Jesu darauf beobachtet. Denken wir beispielsweise an das Gleichnis vom großen Gastmahl, wo der Herr den selbstgerechten Pharisäern zu verstehen gab, daß für sie und ihresgleichen kein Platz im Reich der Himmel sei. Das ist ein immer wiederkehrendes Thema in den Evangelien, und das sicher nicht ohne Grund. Auch im heutigen Gleichnis baut Christus darauf auf und stellt noch einmal in aller Klarheit dar, wer er ist, worin sein Amt und Dienst besteht und wem dieser Dienst zugute kommt. Sein Umgang mit den Sündern beweist nämlich gerade, *daß* er der Christus ist: „Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, um das Verlorene zu retten“ (Matthäus 18,11).

Wir wollen unseren Predigttext unter den folgenden drei Themen betrachten:

1. Das verlorene Schaf
2. Der suchende Hirte
3. Die freudige Rückkehr

Das verlorene Schaf

Wie in allen Gleichnissen wird den Hörern eine Situation vor Augen gestellt, die ihnen sehr geläufig ist. Ein Mensch, eindeutig ein Schafhirte, hat hundert Schafe auf dem Feld. Er hat für sie gesorgt, hat sie zu grünen Auen und stillen Wassern geleitet. Sie haben es wirklich gut unter seiner Führung. Doch eines Tages geht ein Schaf verloren. Das heißt, es verschwindet nicht einfach, sondern es entfernt sich absichtlich von der Herde – und vor allem vom Hirten! – und wandert auf Irrwegen, bis es schließlich außer Sicht ist. Es ist verloren. Es findet nicht allein zurück. Die saftige Weide ist weit weg, hier ist nur kahler Fels. Keine frischen Wasserbäche, nur schlammige Tümpel. Kein Hirte, der achtgibt, sondern hungrige Wölfe, die auf Beute lauern. Kein warmer Stall, kein schützender Pferch, sondern kalte, finstere Nacht auf freiem Feld. Es war wirklich ein sehr dummer Gedanke, von der Herde wegzulaufen – nun gibt es kein Zurück mehr. Die Aussichten für dieses Schaf sind nicht rosig. Hunger und Tod sind ihm gewiß.

Viel ist darüber geschrieben worden, wer mit diesem verlorenen Schaf wohl gemeint sei. Daß dieses Schaf einen Menschen symbolisiert, ist in der Regel unbestritten. Weiterhin sind sich fast alle Ausleger einig, daß dieser Mensch in irgendeiner Form dem Reich Gottes bzw. der Gemeinde des Herrn fernsteht. Er ist entfremdet. Einige sehen hier einen Heiden, der im Götzendienst wandelt und erst noch in die Gemeinde Christi eingegliedert werden müsse. Die neunundneunzig anderen Schafe seien dann diese Gemeinde. Andere erkennen in dem Schaf auf Abwegen einen Menschen, zumeist einen jungen Menschen, der zwar grundsätzlich im Bund Gottes aufgewachsen ist, der eine gewisse Nähe zur Gemeinde hat, aber noch kein „Bekehrungserlebnis“ gehabt und noch nicht persönlich Buße getan habe, so daß die endgültige Aufnahme in die Gemeinde noch ausstehe. Wieder andere sehen hier ein Gemeindeglied, das in eine ziemlich schwere Sünde gefallen sei und sich damit selbst von der Gemeinde abgeschnitten habe, und nun sei es Aufgabe der Hirten, etwa der Ältesten, das verlorene Schaf mittels der Gemeindeglieder zur Buße zu bringen und auf den rechten Pfad zurückzuführen.

Alle diese Auslegungen können mit einer gewissen Berechtigung vorgetragen werden. Doch meine ich, daß wir noch eine vierte Möglichkeit in Betracht ziehen sollten – und diese scheint mir auch bei weitem die treffendste zu sein.

Das verlorene Schaf steht bildhaft für jedes Kind Gottes. Jeder von uns ist auf geistlichen Abwegen. Von Natur sind wir genauso verloren, genauso todgeweiht wie jenes Schaf. Und das ist nicht nur eine zeitweilige Angelegenheit, eine Eigenschaft, die wir irgendwann in

unserem Leben ablegen. Nein, sie begleitet uns tagtäglich. Ständig sind wir geneigt, uns der Gemeinschaft Gottes zu entziehen. Und das meint nicht unbedingt, daß wir aus der Gemeinde weglaufen oder ihr fernbleiben, sondern daß wir uns innerlich „verabschieden“. Daß wir unsere Bindung an die Herde und vor allem an den Hirten Jesus Christus lösen wollen. Daß wir auf eigenen Wegen gehen und uns nicht unter sein sanftes Joch beugen wollen. Mit anderen Worten: Wir zeigen jeden Tag, daß wir als Menschen das Reich der Sünde mehr lieben als das Reich der Himmel. Es gibt in unserem Leben keinen Punkt, an dem wir all das hinter uns lassen. Es wird manchmal so dargestellt, aber so ist es nicht. Das weiß jeder von uns aus eigener Erfahrung, und das lehrt uns auch Gott eindrücklich in seinem Wort.

Der Gläubige, das Kind Gottes, wird übrigens sehr häufig mit einem Schaf verglichen. Die Welt spottet zuweilen darüber, aber dieser Vergleich ist dennoch sehr treffend. Einerseits verkörpert das Schaf einige Eigenschaften der menschlichen Natur. Schafe sind wirklich keine sonderlich intelligenten Tiere. Wenn sie im Regen stehen und der Unterstand fünf Meter entfernt ist, dann gehen sie nicht etwa diese paar Schritte, sondern drehen sich um, blöken dumm und laufen in die entgegengesetzte Richtung. Ein perfektes Bild für den Sünder, der sich freiwillig dem Schutz und der Gemeinschaft Gottes entzieht und lieber seine eigenen Wege geht, ohne Blick für die Gefahren, die auf ihn lauern. Andererseits, wenn der Hirte ruft, dann ist es anders, und in diesem Sinne steht das Schaf stellvertretend und ausdrücklich für das Kind Gottes. Wenn der Hirte ruft, dann hört es seine Stimme und folgt ihm. Es vertraut sich ihm an. Es weiß, daß er es gut mit ihm meint und alles zu seinem Besten tut. Es tut, bildlich gesprochen, Buße und bekehrt sich vom falschen Weg und folgt dem Stab des Hirten.

Darum steht dieses verlorene Schaf im Gleichnis stellvertretend für jeden von uns.

Wer aber sind die neunundneunzig anderen Schafe? Sind sie wirklich die gefestigte Gemeinde Jesu Christi, wie einige Ausleger behaupten? Das darf bezweifelt werden, ja, das *muß* bezweifelt werden! Eine Reihe Argumente spricht dagegen. Fürs erste blicken wir nur einmal voraus auf den Vers 7 unseres Textes. Dort lesen wir etwas von „neunundneunzig *Gerechte[n], die keine Buße brauchen*“. Was aber haben wir eben gesagt? Gibt es einen Menschen, der gerecht ist, der keine Buße braucht? Wer von uns würde aufstehen und behaupten, er sei gerecht? Natürlich stimmt es, daß wir *in Christus* gerecht sind. Das ist wahr. Aber diese Gerechtigkeit kommt von außen, sie kommt nicht aus uns. Sie wird uns aus Gnade zugesprochen und durch den Glauben zugeeignet, aber sie macht uns nicht *in natura* zu Gerechten. Wir müssen immer wieder aufs neue auf Christus blicken, uns immer wieder von ihm zurückrufen lassen, immer wieder unsere sündigen Wege verlassen.

Und wenn wir dann noch an den Hintergrund dieses Gleichnisses denken und uns erinnern, daß Christus diese Worte zu den Pharisäern und Schriftgelehrten redete, die die Nase darüber rümpften, daß er mit Zöllnern und Sündern verkehrte, dann erkennen wir, daß diese neunundneunzig Schafe niemand anderes darstellen als die Pharisäer selbst! Jenes heuchle-

rische Israel zur Zeit Jesu, das zwar äußerlich als Volk Gottes daherkam, sich auf den Stammvater Abraham berief, mit großem Eifer das Gesetz beachtete und sich deshalb – und das ist der Punkt – *selbst* für gerecht hielt und keinen Anlaß zur Buße sah. Der Schluß von Vers 7 ist ironisch gemeint! Als Jesus diese Worte redete und dabei die Pharisäer und Schriftgelehrten scharf anblickte, da wußte jeder, was er meinte: „Es wird Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig *Selbstgerechte*, die keine Buße nötig zu haben *glauben*.“

Wenn wir meinen, die Neunundneunzig seien die Gemeinde, die in Sicherheit ist, während eines ihrer Glieder auf Abwegen umherirrt, dann sind wir genau solche Heuchler wie die Pharisäer und Schriftgelehrten. Denn dann behaupten wir nichts anderes, als daß auch wir in uns selbst gerecht sind und keine Buße und Bekehrung mehr nötig haben.

Der suchende Hirte

Ohne Hirten sind Schafe verloren. Es besteht keine Aussicht, daß das verschwundene Schaf den Weg zurück findet. Und so macht sich der Hirte auf die Suche. Er läßt die neunundneunzig anderen einfach stehen. Nicht im schützenden Stall, nicht im Gehege, sondern „in der Wildnis“ (Vers 4). Das ist eigentlich ziemlich töricht. Kein Hirte würde so fahrlässig handeln. Aber wenn wir daran denken, wer diese neunundneunzig Schafe sind, dann wundern wir uns darüber nicht mehr. Sie wähten sich doch in Sicherheit. Sie glaubten, den Hirten nicht nötig zu haben. Sie glaubten, in eigener Kraft zu stehen. Sie glaubten, auf das Heilswerk des Messias verzichten zu können. Sie verwarfen den Christus und wurden ihrerseits von ihm verworfen und verlassen. Und so wurden sie mitsamt ihrer „Gerechtigkeit“ in der Wildnis, in der Gefahr, in der Todesgefahr zurückgelassen. Denn Christus ist bekanntlich „nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder zur Buße.“ (Matthäus 9,13 u. a.).

Ich habe die Erklärung des Hirten damit schon vorweggenommen, denn jedem von uns dürfte klar sein, daß dieser Hirte, der Mensch im Gleichnis, niemand anderes ist als Gott selbst. Sei es als Gott, der Sohn, der um unsertwillen in die tiefste Finsternis hinabgestiegen ist, sei es als Gott, der Heilige Geist, der uns durch das Wort Gottes ruft und erhält, sei es als Gott, der Vater, der uns in seine Gemeinschaft aufnimmt und sich über alle Maßen daran erfreut: Gott ist der Hirte. Aber natürlich nimmt der Sohn, Jesus Christus, hier die wichtigste Stellung ein, gerade wenn wir den Anlaß des Gleichnisses bedenken. Er ist gekommen, um die Verlorenen zu suchen und zu finden. Um alle verlorenen Sünder, die ihm sein Vater vor Grundlegung der Welt gegeben hat, in seine Gemeinschaft zu holen. Um sie, die allesamt in Ungerechtigkeit und Schuld abgedriftet sind, wieder mit Gott zu versöhnen.

Dafür läßt er alles stehen und liegen. Auf die Gefahr hin, daß die neunundneunzig Schafe in der Wildnis von den Wölfen gefressen werden, läßt er sie zurück und sucht das ei-

ne, das verlorengegangen ist. Für dieses eine gibt er alle anderen her. Im Buch Jesaja finden wir in diesem Zusammenhang eine bemerkenswerte, geradezu erschütternde Offenbarung:

„Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Erretter! Ich habe Ägypten hingegeben als Lösegeld für dich, Kusch und Saba an deiner Stelle. Darum, weil du kostbar bist in meinen Augen [und] wertgeachtet, und ich dich lieb habe, so gebe ich Menschen für dich hin und Völker für dein Leben.“ (Jesaja 43,3–4)

Jesus selbst weint über Jerusalem, das verlorengeht (vgl. Lukas 19,41). Ja, auch das Volk Israel nach dem Fleisch geht den Bach hinunter, aber – so lesen wir in Römer 11,12 – „ihr Fall [ist] der Reichtum der Welt und ihr Verlust der Reichtum der Heiden geworden“.

Dem verlorenen Schaf aber, dem verlorenen Kind Gottes, gilt die ganze Sorge des Herrn. Ihm gilt seine ganze Liebe. Um dieses eine zu retten, setzt er alles in Bewegung. Er nimmt alle Gefahren auf sich. Er folgt ihm, also uns, in die tiefsten Tiefen. Er steigt aus seiner unendlichen Erhabenheit herab, die er bei seinem Vater hatte, und wird uns in allem gleich, ausgenommen die Sünde. Er belädt sich mit all unserer Schuld, er demütigt sich, nimmt Hunger, Not, Kälte, Spott und alle Qualen auf sich und geht schließlich sogar hinauf ans Kreuz, um sich für uns in den Tod dahinzugeben. Das ist die Wirklichkeit, die in unserem Gleichnis nur angedeutet wird, die wir aber dennoch vor unserem geistigen Auge wahrnehmen können. Wir können uns ausmalen, in welchen Klüften und Abgründen der Hirte umherirrt, bis er sein Schaf endlich findet.

Und genauso ist es grundsätzlich auch heute noch. Sicher, das Sühnopfer ist ein für allemal vollbracht, ihm braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden. Aber die Zueignung dieses Heilswerks ist eine dauerhafte Aufgabe. Wir haben gesehen, wie wir ständig abirren. Kaum wiedergefunden, sind wir schon wieder auf Abwegen. Beständig muß uns der gute Hirte rufen, aufsuchen und zurückführen. Und wie geschieht das? Durch sein Wort und seinen Heiligen Geist. Das sind die Mittel, durch die uns Christus bei sich hält. Genauer gesagt, durch sie führt er uns zur Buße, das heißt zur Erkenntnis und zum Eingeständnis unserer Sünden, und zur Bekehrung, das heißt zur Umkehr von unseren falschen Wegen. Und durch sie schenkt und erneuert und stärkt er in uns den Glauben, der uns ihn, Christus, ergreifen läßt, so daß er uns aus der öden Wildnis in seine herrliche Gegenwart bringt.

Dieser Weg ist manchmal sehr lang. Es ist nicht nur ein leichter Spaziergang. Je weiter wir abgeirrt sind, desto länger und mühseliger ist die Rückkehr. Aber wir dürfen gewiß sein: Wie tief wir auch gesunken sind, in welchen Abgründen wir auch feststecken – Jesus Christus ist vor uns dort gewesen. Und er kennt den Weg hinaus. Ihm können wir uns bedingungslos anvertrauen. Nicht nur einmal, nicht nur zehnmal, sondern immer und immer wieder. Gottes Gnade ist jeden Tag neu.

Jetzt verstehen wir, im Gegensatz zu den Pharisäern und Schriftgelehrten, warum Jesus so intensiven Umgang mit den Sündern hatte. Er führte sie zur Buße und machte sie durch sein Heilswerk zu Gerechten.

Die freudige Rückkehr

Und was ist die Folge dieser Errettung? Eine große Freude! Eine geradezu überbordende Freude. Diese Freude über das Auffinden des verlorenen Schafes steht im krassen Gegensatz zum Murren der Pharisäer, die nicht verstehen konnten, wie man diesem Schaf überhaupt nachlaufen konnte.

Warum freut sich der Hirte so sehr, als er sein Schaf endlich gefunden hat? Warum freut sich Christus, wenn er einen von uns vom Abgrund weggerissen hat? Wir können einige Gründe nennen. Zunächst ist die Tatsache zu nennen, daß Christus bzw. Gott uns liebt. Das klingt banal, aber wenn wir darüber nachdenken, dann finden wir schnell, daß das doch der wichtigste Grund ist. Wie ist es denn unter uns Menschen, wenn wir ein geliebtes Familienmitglied, ein Kind, einen Glaubensbruder oder eine -schwester, einen guten Freund nach langer Zeit wiedersehen? Oder wenn sie eine gefährlichen Situation überwinden, etwa eine schwere Krankheit oder eine Notlage oder auch eine Glaubenskrise? Freuen wir uns dann nicht, wenn sie wieder vollwertig unter uns sind? Natürlich tun wir das. Und genauso freut sich unser Herr, wenn er uns von den Abgründen der Sünde zurückführt in seine Gemeinschaft.

Denken wir zweitens an alles, was er zu diesem Zweck auf sich genommen hat. Ich habe es vorhin aufgezählt und will es hier nicht wiederholen. Aber in unserer Errettung empfängt Christus den Lohn für sein Leiden. Er ist nicht umsonst gestorben. Sein Leiden und Tod waren nicht im geringsten vergeblich. Keiner, für den er sein Blut vergossen hat, geht verloren. Und auch diese Genugtuung ist Grund zur Freude.

Und schließlich weiß der Herr Jesus Christus, daß er das Haupt seiner Gemeinde ist. Er ist das Oberhaupt des Volkes Gottes, sein Erstgeborener. Ohne sein Volk ist er unvollständig. Erst wenn sein Volk vollzählig ist, wenn kein Glied seines Leibes mehr fehlt, dann ist auch seine Ehre und Herrlichkeit vollkommen, und damit auch die Ehre und Herrlichkeit Gottes, der dies alles verordnet hat. Darum ist jeder einzelne, der verloren war und wiedergefunden wird, ein Grund zur Freude.

Diese Freude teilt der Herr mit seinen Nachbarn und Freunden. Es fällt nicht schwer, hier die Engel zu erkennen. Im Vers 7 wird ja auch von der „Freude im Himmel“ gesprochen. Die Engel sind die dienstbaren Geister, die von Beginn an das Heilswerk Christi begleitet haben. Sie begleiteten immer wieder den Weg die Heiligen im Alten Bund, sie verkündeten den Hirten in Bethlehem die Geburt des Heilands – nicht umsonst mit den Worten: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“ (Lukas 2,9) –, sie trösteten die Frauen am leeren Grab

Jesu und verkündeten ihnen die Auferstehung usw. Und darum ist es ihnen vergönnt, auch an der Freude Christi Anteil zu haben, wenn er die Seinen sammelt.

Aber ich glaube, diese Freude erfüllt nicht nur Christus und seine Engel. Das ganze Volk Gottes ist hier einbezogen. Jeder einzelne unserer Brüder und Schwestern, der entweder Christus zum erstenmal erkannt hat oder aber aus geistlichen Verirrungen zurückgekehrt ist, sollte uns Grund zur Freude geben, vor allem wenn diese Wiederherstellung menschlich gesehen völlig unmöglich schien. Indem wir uns über das Heil jedes einzelnen freuen und Christus für jeden einzelnen danken, zeigen wir, daß wir Glieder eines Leibes unter dem einen Haupt Jesus Christus sind.

Ist uns etwas aufgefallen? Was ist mit den neunundneunzig anderen Schafen passiert? Die interessieren nicht mehr. Von denen ist nicht mehr die Rede. Die Freude des Hirten und seiner Freunde und Nachbarn dreht sich einzig und allein um das eine wiedergefundene Schaf. Man könnte den Vers 7 ja so verstehen, daß sie sich über die neunundneunzig auch freuen, aber über das eine freuen sie sich eben „mehr“. In der Lutherübersetzung heißt es, sie freuten sich über den Einen „vor neunundneunzig Gerechten“. Das griechische Wörtchen ἡ an dieser Stelle deutet einen Gegensatz an, auch im Sinne einer Ausschließlichkeit. Die Betonung soll in jedem Fall darauf liegen, daß der alleinige Grund für die Freude im Wiederfinden des einen verlorenen Schafes liegt. Es herrscht Freude über die Buße und Bekehrung des Sünders.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten brauchten keine Buße. Die waren gerecht. Aber nicht wirklich, nicht in den Augen Gottes, sondern in ihren eigenen Augen. Sie hatten diesen Messias nicht nötig. Sie sahen keinen Anlaß, sich zu demütigen, von sich selbst wegzusehen und auf ihn zu blicken und ihre Gerechtigkeit allein in ihm zu suchen. Über diese Einstellung kann man sich wahrlich nicht freuen, darüber kann man nur trauern und weinen, wie Jesus es bei einer Gelegenheit tat – ich hatte es vorhin erwähnt. Doch die Tatsache, daß auch nur ein verlorener Sünder von Christus gefunden und aus dem Verderben herausgerissen wird, ist Anlaß zu großem Jubel.

Vergessen wir eines nie: Nicht wir haben Christus gesucht, nicht wir haben uns nach ihm ausgestreckt, nicht wir sind zu ihm gelaufen. Nein, er hat uns gesucht. Er hat uns gefunden, als wir völlig hilflos in der Finsternis umherirrten mit dem einen törichtem Ziel: Weg von Gott! Christus hat uns aufgehalten, hat uns einsichtig gemacht, hat uns ergriffen – und wir ihn –, uns auf die Schulter geladen und uns in seinen Leib eingefügt, zur großen Freude aller. Und er tut es noch heute. Darum: Verachten wir nicht seine Gemeinschaft, verachten wir nicht sein Wort, durch das er uns immer und immer wieder zu sich zurückruft! Sondern vertrauen wir uns ihm bedingungslos an! Denn er ist unser guter Hirte.